



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Fall Jacobsohn

Jacobsohn, Siegfried

Charlottenburg, 1913

IV

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71777)

IV

Jetzt geht das Blatt bald ins zehnte Jahr; und vielen wird überflüssig erscheinen, daß ich hier seine Entstehungsgeschichte erzählt habe. Wer es schätzt, braucht sie nicht zu kennen; wer es nicht schätzt, noch weniger. Und die ollen Kamellen? Im Augenblick der ‚Enthüllung‘ mochte selbst für gutwillige Beurteiler (die freilich keinen Instinkt haben durften) meine ganze geistige Existenz in Frage gestellt sein. Die Probe war meine literarische Zukunft, war meine Tätigkeit in der ‚Schaubühne‘. Wenn ich in jenen dreieinhalb Jahren fremder Hilfe bedürftig gewesen war, so mußte ich nun, wo ich mich aufs schärfste kontrolliert wußte, unfehlbar scheitern. Oder wenn ich damals vielleicht recht und schlecht hätte schreiben können, aber fremden Schmuck gebraucht hatte, um mich vorteilhaft zu unterscheiden, so mußten die neuen Kritiken reizlos, stumpf, trocken, unpersönlich werden. Man schlage die sechzehn Bände der ‚Schaubühne‘ und meine Bücher an einer beliebigen Stelle auf oder lese in der letzten Nummer des Blattes zehn Zeilen von mir und entscheide selbst. Dabei werden freilich Leser vorausgesetzt, die einer sachlichen Betrachtung fähig sind, die den Trieb zur Gerechtigkeit und Freude an der Entwicklung eines Schriftstellers haben — also wiederum eine Minderheit, eine erschreckend winzige Minderheit. Die Mehrheit will um keinen Preis anerkennen, will niemals umlernen, will zeitlebens nichts empfinden als Schadenfreude. Ihr würde mein Rechenschaftsbericht in drei Akten ein Strich durch alle Berechnung sein; aber Gott sei gelobt: noch gibts das Mittel, dergleichen überhaupt nicht zu sehen oder, auf Zeitungsdeutsch, totzuschweigen. Der Fall Jacobsohn war ein Sensationsstück ersten Ranges, für das es sich lohnte, die berliner Litfaßsäulen mit Riesenplakaten — Jacobsohns Entlarvung; Plagiator Jacobsohn; Siegfrieds Tod — wochenlang vollzukleben; der ‚Fall Jacobsohn‘ wird einmal vor Freibergern aufgeführt werden.

Warum ich ihn trotzdem verfaßt habe? Keiner weiß mehr, wie es eigentlich gewesen ist; aber jeder glaubt, daß es nicht schaden kann, wenn er den ‚Vorwurf‘ möglichst übertrieben weiterreicht.

Fama crescit. Zwei Wochen nach meiner ‚Entlarvung‘ äußert eine Zeitung: „Man hat Herrn Jacobsohn überführt, daß seine Geist und Galle sprühenden Feuilletons gerade in den glänzendsten Partien nicht sein geistiges Eigentum seien. Es wurde ihm nachgewiesen, daß seine Kritiken vom Jahre 1904 nichts anderes waren als wörtliche Plagiate aus Artikeln vom Jahre 1897.“ Im August 1905 heißt es: „Siegfried Jacobsohn brachte es vermöge seiner unheimlichen Gedächtnisstärke sogar so weit, gleich ganze Seiten aus frühern Berichten eines Schriftstellers in die seinigen zu übernehmen, ohne es zu merken.“ So geht es bis in dieses Jahr 1913: „Ein Mann mit einem fabelhaften Erinnerungsvermögen. Früher brachte er es fertig, ein Buch zu schreiben, das ein Gedächtniswunder war: es enthielt die Kritiken, die ein Dutzend Schriftsteller vor Jahren verfaßt hatten, wörtlich wiedergegeben.“ Wachsend ohne Widerstand. Endlich leiste ich den Widerstand. Endlich scheint mirs falsch, noch länger zu einer Literaturlegende herzuhalten, die von Jahr zu Jahr törichter geworden ist. Ich sage, wie es gewesen ist. „Ich stelle es fest, weil ich“, mit Thomas Mann, „von dem Glauben nicht lassen mag, daß böse und stumme Dinge erlöst und gutgemacht werden, indem man sie ausspricht.“ Ich habe sie ausgesprochen. Da nie jemand dabei war, als ich meine Kritiken ohne Vorlage schrieb, so wird man mir wieder trauen oder mißtrauen müssen, wie vor neun Jahren. Ob man mir heute traut — wo man es leichter hat als damals — oder weiter mißtraut: das ist ganz gleichgültig. Ich empfand ein Wohlgefühl, den letzten Rest des ‚Falls‘ aus meinem Blut, aus meinen Gedanken, aus meinen Nerven zu entfernen. Ich empfand, zweitens, fast ein Bedürfnis, jungen Anhängern den Tatbestand in Ruhe zu erzählen, weil schließlich jeder einmal fragend zu mir kommt. Ich empfand ein Drittes. Für all das will ich gerne dulden, daß man mich auch diesmal mißversteht. Das wird man tun.

Man wird namentlich finden, daß ich mich hier ungeheuer feierlich behandelt habe. Es wäre eine Verwechslung. Ich werde viel feierlicher behandelt, als ich mich jemals selbst behandeln könnte. Wenn in meiner Zeitschrift einer angegriffen wird, so vereinigen sich dreiunddreißig Schriftsteller zu einer öffentlichen Kundgebung für das Opfer. Zugunsten eines andern meiner armen Opfer veranstaltet man Umfragen. Man bedroht mich tätlich. Man läuft in die Gerichte. Man setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um eine Kritik von mir zu verhindern, die man noch gar nicht kennt. Seit zwölfenhalb Jahren verfolgt man mich mit einem Ingrim, der nicht häufig sein dürfte. Es wäre ein Kunststück, aus alledem

nicht den Eindruck zu gewinnen, daß man meiner Arbeit eine ziemlich große Bedeutung beilegt. Was ich tu und sage, tun und sagen manche — und vor Lesermassen, unter denen die ‚Gemeinde‘ meines Blattes sich verlöre. Trotzdem: jene Schreiber werden weder überfallen noch verklagt noch gar vor der Verübung des Verbrechens denunziert. Denn sie versuchen nur, was mir gelingt. Das ist es. Was einem einzigen Leser wie mit einem Hammer-schlage eingetrieben wird, wirkt freilich mehr, ist mehr zu fürchten, als was an Abertausenden herunterrinnt wie Wasser. Millionen Drehungen der Rotationsmaschine, durch die des Zeilenschinders dumme Meinung früh und spät auf Städte und Provinzen niedergeht, sind nichts vor jenem Federstrich, mit dem der Freund der Kunst und Liebhaber des Wortes einmal wöchentlich die Wahrheit seines Hirns und seines Herzens kündigt. Das klingt wie Schwärmer-ei und ist es doch nicht. Ich bin ja das lebendige Beispiel. Wenns nach der Presse ging, war ich ein toter Mann. Ich kümmerte mich nicht um sie, besiegte unverdrießbar alle Hindernisse, die sie mir vor die Beine warf, und bin ihr heute, was ich vor neun Jahren nicht war: unerreichbar. Sie kann fortfahren, das Bild meiner Arbeit verzerrt, beschmutzt oder gar nicht wiederzugeben: dieser Arbeit selbst kann sie nichts mehr anhaben.

An dieser Arbeit wird nichts beharrlicher getadelt als die Lächerlichkeit, daß ich das Theater so schrecklich wichtig, die Kritik des Theaters so bitter ernst nehme. Ich wieder finde es nicht lächerlich, sondern traurig, daß es möglich ist, einen solchen Vorwurf überhaupt zu erheben. In Schnitzlers ‚Einsamem Weg‘ heißt es irgendwo: „Wenn Sie im Mittelpunkt der Erde wohnen, so wüßten Sie, daß alle Dinge gleich schwer sind. Und wenn Sie im Mittelpunkt der Welt wohnen könnten, so wüßten Sie, daß alle Dinge gleich wichtig sind.“ Da es wahr ist, daß das Theater der Spiegel des Zeitalters ist, so wird es doch wohl keine kleine Aufgabe sein, diesen Spiegel blank zu erhalten. Ich glaube, daß die Dinge der Kunst, die bei uns unterschätzt werden, gar nicht zu überschätzen sind. Ich glaube, daß für Deutschlands Wohlfahrt ein Kerl wie Hans von Bülow einmal existiert haben mußte, Bernhard von Bülow aber niemals existiert zu haben brauchte. Ich glaube, daß es ein Segen wäre, wenn alle Kritiker des Theaters so unaufhörlich Forderungen stellten, wenn alle das Theater so wichtig nähmen wie ich. Denn ich nehme es ja nicht als Selbstzweck wichtig, sondern als Mittel zum Zweck. Ich weiß, daß es das Leben spiegelt, aber ich weiß auch, daß es ins Leben zurückwirkt. Es ist meine Überzeugung, daß es mit unsrer Politik, dem öffentlichen Leben, dem Verkehr der Menschen und jedem Zweig der Kunst

in dem Maße besser werden wird, wie das Theater, das ich meine, an Boden gewinnt; und ich hoffe, daß ich noch ziemlich lange einer Gesellschaft unbequem sein werde, der in den faulen Verhältnissen der Gegenwart ganz kannibalisch wohl ist, und die gar nicht weiß, weshalb sie sich aus ihrer Ruhe bringen lassen soll. Es wird unvermeidlich sein, daß ich eben so lange als ein lästiger Störenfried derjenigen Presse gelte, die Exponent und Dienerin eines denkträgen Kapitalismus ist, und daß diese Presse immer wieder den aussichtslosen Versuch macht, mich auf ihre Weise auszuhungern oder sonstwie ins Jenseits zu befördern.

Mit welchen Mitteln sie diesen Versuch vor neun Jahren gemacht hat: das festzuhalten, war für mich der dritte Antrieb zu der kleinen Schrift. Es festzuhalten als ein Zeichen von der Zeiten Schande. Als Warnung vor einer Institution, deren antisoziales, unethisches, kulturfeindliches Wesen nicht oft genug behauptet und allzu selten belegt wird. Dies hier ist ein Beleg. „Täglich Lügen, Lügen in reinen, puren Tatsachen, Tatsachen erfunden, Tatsachen in ihr Gegenteil entstellt: das waren die Waffen, mit denen man uns bekämpfte“ — so hat Lassalle vor Jahrzehnten Grund gehabt zu klagen, die deutsche Presse anzuklagen. Mit diesen Waffen bekämpft sie noch heute jeden, der aus der Herde ragt. Es war nicht bloß ihr gutes Recht, es war ihre Pflicht, mich des Plagiats zu beschuldigen, da ich des Plagiats verdächtig schien. Sie brauchte nicht einmal zu wissen, daß von allen denkbaren Plagiaten ‚das‘ Plagiat das unschuldigste; und sie brauchte am wenigsten zuzugeben, daß von allen Sünden der Presse solch ein Plagiat die kleinste ist. Aber es wäre leicht zu beweisen, daß deutsche Zeitungen jene Beschuldigung glaubhaft gemacht haben durch Übertreibungen, Fälschungen und Verleumdungen; und daß sie dieses Spiel durch Monate und Jahre getrieben haben und, als ob nicht ganz andre Verbrechen in solchem Zeitraum verjährt, immer weiter treiben — zur höhern Ehre des Standes, im Interesse der Sauberkeit unsrer literarischen Zustände. Wenn eine Zeitung mitgeteilt hätte, daß einer eines Mords beschuldigt worden ist, so fände sie keine Worte für die Verwerflichkeit einer andern Zeitung, die nach der Verhandlung nicht auch mitteilte, daß das Gericht zu einem Freispruch gekommen ist. Daß ich nach jenem Vorfall ohne eigene Mittel eine Zeitschrift gründen konnte; daß vom ersten Tage an die feinsten Kritiker und Künstler Deutschlands mitarbeiteten; daß diese Zeitschrift mich erhält; daß zu ihrer Leserschaft die Besten zählen; daß sie wirkt, und daß sie nicht allein aesthetisch — daß sie ethisch wirkt: das ist zweifellos ein Freispruch. Dessen aber hat von den

berliner Blättern, die die Hetze gegen mich eröffnet und betrieben haben, niemals eines seinen Abonnenten . . . Doch nicht: eines unterschied sich. Es war und ist stockantisemitisch; aber es hielt für eine Anstandspflicht, seinen Lesern, denen es mich dreiviertel Jahre zuvor als ein schwarzes Scheusal habe malen müssen, nach der ersten Nummer der ‚Schaubühne‘ zu erklären, „daß es diesem hürnenen Siegfried wirklich ernst ist, was zu sagen, und daß er das Zeug dazu hat“. Die meisten andern —: so oft man Anlaß hätte, meinen Namen ehrenvoll zu nennen, unterdrückt man ihn; so oft ich irgend welche Sensationsaffären habe, ist man glücklich, mein Sündenregister vergrößern zu können. Kein Wunder. Es bleibt, wie es war. Bestraft wurde nicht, daß wenige fremde, sondern daß viel zu viel eigene Bestandteile in meinen Schriften waren. Gehetzt wurde nicht der Plagiator, sondern die Individualität. Sie müßte sich ändern, damit sich die Taktik derjenigen Zeitungen änderte, die stolz darauf sind, die öffentliche Meinung Berlins und dadurch Deutschlands zu machen. So wird sich nichts ändern. Denn „darüber täusche man sich nicht“, hat Schopenhauer gemahnt, „daß zu allen Zeiten und auf dem ganzen Erdenrunde und in allen Verhältnissen eine von der Natur selbst angezettelte Verschwörung aller mittelmäßigen, schlechten und dummen Köpfe gegen Geist und Verstand existiert. Gegen diese sind sie sämtlich getreue und zahlreiche Bundesgenossen. Stümper und nichts als Stümper soll es geben auf der Welt, damit sie auch etwas seien.“ Man kann nichts tun als immer wieder warnen. Verachtet diese Art von Presse. Horcht auf die Namen, die sie schmäht, und übersieht, wen sie zu fördern trachtet. Umfaßt mit Euerm ganzen Anteil die Objekte ihres Hasses, damit sie nicht zugrunde gehen — denn kaum der Tausendste hat mein

*

Nun aber bin ich doch zu Ende.⁷ Oder eigentlich: am Anfang. Hinter mir liegt eine Jugend, übervoll von Kunst und harter Arbeit für die Kunst. Wenn Kriegsjahre wirklich doppelt zählen, so treibe ich mein Handwerk rund ein Vierteljahrhundert. Und stehe in einem Alter, wo die meisten begonnen haben. Die Leistung dieser Jugend zu bewerten, gebe ich schon darum gern den anderen anheim, weil für meine Schwächen niemand schärfere Augen hat als ich. Was ich mir selber lasse — auch dieses wenige entschwindet meinem Blick, der vorwärts sieht, wieviel noch übrig bleibt. Nur eines will ich für mich sagen: Ich habe nie, von meiner Kindheit bis zu diesem Tage nie, zu tun brauchen, was mir zu tun nicht eine

Freude war; und habe immer einen Ort gehabt, wo ich mein letztes Wort in meiner Form und meinem Ton aussprechen durfte.
„*Tò εὐδαιμον τὸ ἐλεύθερον, τὸ δε ἐλεύθερον τὸ εὐψυχον.*“
Es ist Perikles, der bei Thukydides erklärt, daß das Glück in der Freiheit bestehe, die Freiheit aber im Mut. Wenn er recht hat, bin ich überglücklich gewesen. Dieses Glück mir zu bewahren, scheint mir nicht allein mein Recht, sondern der ‚Sache‘ wegen meine Pflicht. Und weil aus Fahrlässigkeit häufig behauptet wird, der Kampf sei zwar gut, der Kämpfer aber habe in seiner ‚Vergangenheit‘ einen dicken Fleck: auch deshalb hat es mich getrieben, das Erlebnis meiner Jugend zu erzählen.